

# Der Landbote.

Volkstümliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 9.

Er erscheint allmonatlich.

1917.



## Die verschleierte Zukunft.

Ist es für den Einzelnen oft gut, daß er nicht in die Zukunft sieht, dann ist es für das Ganze gewiß noch besser. Würde die Staatsklugheit immer, welche Ernte der Same bringt, den sie mit vollen Händen ausstreut, wahrhaftig, sie ließe den Boden oft unbestellt. Der Trost bleibt darum in vielen Fällen den Hilfslosen und Schwachen, daß sie von dem Unverständigen und den Fehlern der Mächtigen und Großen erwarten dürfen, um was sie sich vergebens an ihre Weisheit und Gerechtigkeit gewendet haben. Das begreifen die nicht, die nur der Gewalt vertrauen. Es ist nicht leicht, bei großen Ereignissen das Zufällige und Vorübergehende von dem Notwendigen und Bleibenden zu unterscheiden; und hätten wir auch immer Einsicht genug, um das zu können, dann würden unsere Reigungen und Interessen uns doch oft irre führen und uns die abstoßende oder anziehende Seite der Dinge zukehren, je nachdem sie mit unserem Vorteil oder Vorurteil, mit unserem Hass oder mit unserer Liebe zusammenhängen.

Joh. Weigel (1825).

## Ein Traum.

Novelle von Gustav Allmann.

Autorisierte Übersetzung aus dem Schwedischen.

Am einem milden Sommerabend lagen Sigge und Albin draußen im Marösjund beim Fischfang. Seit ihrer frühesten Kindheit gute Freunde, hatten sie sich auch durch die schweren Marösjundjahre gemeinsam durchgerungen. Auf ihrer letzten langen Tour wollte Sigge eigentlich ausruhen, doch Albin überredete ihn, auf der Schule auszugucken, um als ehrlicher Kerl heimzukommen. Nun hatten sie sich auf Albins Vorschlag einen gemeinschaftlichen Rutter zum Fischfang angeschafft.

So trugen sie nun wie Brüder Arbeit und Verlust zu gleichen Teilen und waren unzertrennlich bei der Arbeit draußen wie bei Tanz und Spiel zu den Sonnabendbällen im Dorf. Albin hatte seit seinen ersten Lebensjahren kein eigenes Heim mehr. Doch Sigges Mutter, eine recht wohlhabende Wittwe, hatte sich des elternlosen Knaben angenommen und ihn als den besten Kameraden und Freund ihres Sohnes in ihrem Haus erzogen. Er war ein Muster von Fleiß und Ordentlichkeit, und dieses Beispiel konnte der hitzige, unbeständige Sigge gar wohl gebrauchen.

In ihre Angelegenheiten mischte die Alte sich nie hinein, am allerwenigsten in ihre Herzensangelegenheiten. Doch ohne zu fragen, wußte sie durch ganz unmerkliche Beobachtungen Bescheid über jede Veränderung in ihrem Leben.

Seit einiger Zeit hegte Sigge einen Zukunftswunsch, den der sonst so Vertrauensvolle vor Albin verbarg, denn er ahnte, daß er nicht des Freundes Beifall finden würde, und wollte nicht vorzeitig ihr ruhiges Beisammensein stören. Es hat Zeit, bis es klipp und klar ist, dachte er. So sprach er auch heute abend von allem möglichen anderen.

Plötzlich begann der schweigsame Albin mit einem zufriedenen Lächeln in dem häßlichen, breiten, gutmütigen Gesicht, dessen Untertiefer hervorragt wie ein kräftiger Hootbug. Ein ungewohnter, gleichzeitig verlegener und froher Klang seiner Stimme machte Sigge aufhorchen.

„Du — diese Martha, Martha Gäll — du weißt ja.“  
Sigge packte den Aderstock und biß die Zähne zusammen. Ob er wußte! Seit vierzehn Tagen ging er wie

ein Wahnsinniger umher vor Verliebtheit in Martha. Er hatte mit ihr getanzt, gescherzt und geflüstert, wo es irgend anging, doch noch nicht gerade viel Erwiderung gefunden. Dennoch hatte er sich darauf versezt. Sie wollte und mußte er haben — keine andere. Und nun — — plötzlich fiel ihm ein, daß auch Albin viel mit Martha getanzt hatte. Doch was tat das, dachte Sigge, Albin war ja so häßlich, mit einer solchen Schaufel von Mund ist man nicht nach dem Geschmack der Weiber, obwohl Weiber einen merkwürdigen Geschmack haben. Jedenfalls nicht nach Martha's! Das ist nicht möglich! Doch — ein tüchtiger, braver, ordentlicher Kerl war Albin. Das wußte ja Sigge am besten.

„Nun, Albin,“ sagte Sigge lächelnd, „was ist's mit der Martha?“

„Die ist gut, die —“ murmelte Albin.

„Das glaube ich auch,“ meinte Sigge.

Albin trällerte. Es klang wie das sonnenfrohe Summen einer Hummel.

„Also, das hast du gemerkt,“ fügte Sigge spöttisch hinzu. Die sicheren, sinnenden Mienen des Freundes wurden ihm unerträglich.

„O ja, wahrlich, das hab' ich, lange schon.“

„Was? Wie? Was bedeutet das?“ schrie Sigge, mit Mühe seinen nedenden Ton beibehaltend. „Du bist wohl gar verliebt in sie, du, Albin? Was? Aber den Fisch ziehst du wohl doch nie heraus, mein Junge. Dazu taugt du sicher nicht.“

Albin antwortete nicht gleich. Sigge sah durch die Dämmerung, wie das grobe Gesicht gutmütig lächelte.

„Das — wirst du ja sehen, lieber Sigge. Ich sage nichts weiter. Doch — es wird nicht gar so lange dauern, wenn ich lebe — und gesund bleibe.“

„Jesses! Willst du sie heiraten, du?“

„Hm, du wirst's ja sehen.“

Da verlor Sigge das Rudel und die Besinnung. Er wußte selbst nicht, was er tat. — Mit ein paar gebückten Sprüngen erreichte er die Reling, ergriff den Kameraden von hinten und stürzte ihn kopfsüber in's Wasser.

Tief war es nicht, denn sie hatten sich recht nahe an die Schären gewagt, und Albin konnte schwimmen. Doch mit den hohen Stulpenstiefeln und der groben Wolljacke war es in den Grundklüften, die mit dichtem, verstridendem Tang gefüllt waren, schwer, sich herauszuziehen. Als Albin pustend und ringend wieder hochkam, riß Sigge den Bootshaken an sich und stieß ihn dem Freund in den Kopf. Dieser rief nicht um Hilfe. Er sank zum zweitenmal, machte im Tang unten nochmals einen ohnmächtigen Versuch, sich zu befreien und hochzukommen. Zwischen ein paar glatte Felsabhänge gepreßt, blieb er, wo er war — besiegt.

Ein Jahr nach Albins Tod verlobte sich Sigge mit Martha Gäll.

Sie hatten viel von ihm gesprochen, warm und freundschaftlich, doch mit der Zeit rührten sie immer seltener an diese traurige Erinnerung. Sie hielten das Gedächtnis des Freundes in Ehren, vermieden es aber, je enger sie sich aneinander banden, desto mehr, seinen Schatten auf ihren Liebesweg fallen zu lassen.

Doch in Sigges Heim, das ja so lange auch Albins gewesen war, lebte sein Gedächtnis in allen Ecken. Auf dem Bureau stand sein und Sigges Bild als Knaben, ein größeres hing im Muschelrahmen über dem Sofa.

Sigges Mutter traf die Todesbotschaft am allerhärtesten. Als ihr Sohn mit dumpfer, gebrochener Stimme erzählte, daß Albin in das Meer gestürzt und ertrunken sei, da versiel die sonst so starke und lebensgeprüfte alte Frau in trampfhaftes Weinen und stieß nur die wunderlichen Worte hervor:

„Nein, Sigge, ich glaube dir nicht.“

Die Nachforschungen, die nach Sigges Anweisung ausgeführt wurden, blieben fruchtlos. Man vermutete, daß eine Strömung die Leiche in die große Tiefe, ins Meer hinausgetragen hätte. Man bellagte Sigge und seine Mutter.

Doch die Alte verschloß ihren Kummer in sich und ließ sich nicht trösten. Es war, als hätte sie ihr eigenes Kind verloren. Ihrer Verschlossenheit gelang es wirklich, ihren Gram vor den Leuten zu verbergen, doch Sigge fühlte ihn, — ohne ihn zu verstehen. Er fand, daß sie viel zu lange und in übertriebener, unerklärlicher Weise trauere.

Einige Wochen vor dem zur Hochzeit bestimmten Tage waren Sigge und Martha zu Besuch bei der Alte. Sigge hatte in munterster Laune seine Braut zu lautem Lachen und die Alte zum Lächeln gereizt. Plötzlich machte er die scherzhafte Bemerkung, daß sie sich ein Mädchen wünschten, nur um es nach der Großmutter nennen zu können. Martha stimmte ihm zu, meinte aber, ernst werdend, würde es ein Knabe, so müßte er nach Sigge und auch nach Albin, ihrem toten Freunde, heißen.

Da durchfuhr die Alte ein Rud wie von dem Griff einer unsichtbaren Hand. Sie beherrschte sich wie stets, doch das Lächeln war verschwunden und lehrte nicht zurück. Statt dessen lagerte eine düstere, starre Unbeweglichkeit auf ihrem abg'z'hrten, durchfurchten Gesicht. Die Unterhaltung des Brautpaares schien ihr nun gleichgültig zu sein, ebenso ihr Glück. Oder — war es gerade das, was sie beunruhigte?

Martha schühte sich nun so bedrückt in der kleinen Stube, daß sie schließlich verschloß Sigge am Kock zupfte, zum Zeichen, daß sie gehen wollte.

Traußen in dem schönen Sommerabend, dessen goldener Schimmer die Küste in einen Märchenstrand voll wechselnder und spiegelnder Lichter verwandelte, saß Martha mit ihrem Bräutigam ihr Schuldgefühl zu offenbaren.

„Weißt du, Sigge, ich glaube fast, daß Mutter mir böse ist.“

„Ach bewahre,“ antwortete Sigge kurz und heftig. „Mutter ist alt und hat ihre Launen. Das ist alles.“

Doch sein schwarzer Blick unter den gesenkten Lidern bekräftigte nicht diese bestimmten Worte. Und immer fester drückte er den Arm seiner Braut an sich, als fürchte er, daß jemand sie von ihm fortziehen und sie trennen wollte.

Die Mutter sollte nun in die Bodenkammer hinaufziehen, damit die jungen Leute das Haus für sich bekämen. Mutter und Sohn waren bei dem Umräumen. Sigge stand mitten im Zimmer, die Arme voll Sachen, die er hinaufbringen sollte. Mit halb ersticktem Seufzen sah sie sich müde an den Wänden und in den Winkeln um. Der Blick des Sohnes folgte dem ihren — sie blieben beide auf Albins Bild im Muschelrahmen hängen.

„Das gehört dir, Mutter,“ mahnte Sigge, „das sollst du haben.“

Die Alte stand unbeweglich, wie in tiefem Sinnen. Sie schien launig gehört und verstanden zu haben.

„Das Bild, Mutter, mit dem schönen Rahmen — er hatte es dir mitgebracht. Nimm es doch.“

„Das hatte er, ja. Ja, es gehört mir, natürlich. Aber — es soll hier unten hängen bleiben. Ich nehme statt dessen das kleine, da bist du auch drauf, Sigge.“ Das murmelnd, ging sie zu dem Bureau.

„Nimm sie beide!“ befahl Sigge, vor Unruhe oder Ungeduld stampfend.

Da wandte sie sich schweigend um und sah heftig erschrocken und forschend zugleich auf den Sohn.

„Du willst ihn nicht haben — hier unten bei euch?“

„Ach, das ist ja ganz gleich! Du, was du willst, Mutter.“ Er warf den Kopf zur Seite und lachte trocken und rau auf.

Da nahm die Alte das kleine Porträt und legte es stumm nickend auf die Last in Sigges Armen. Dann ging er mit den Sachen zum Boden hinauf. Als er wieder herunterkam, stand sie mit gefalteten Händen am Fenster und blickte über das öde, regengepeitschte Meer hinaus. Sigge merkte, daß sie nach dem Marsund hinsah. Gezwungen fragte er:

„Was siehst du, Mutter?“

Die Alte fuhr bei dem Ton seiner Stimme zusammen, wie von einem Stoß in den Rücken getroffen. Doch sie blieb abgewandt stehen. Sie suchte sich zu beherrschen, konnte aber das hervorbrechende Schluchzen nicht hemmen. Das Unheimliche, Unschlüssige, das sie so lange verborgen hatte, wurde nun stärker als je.

Sigge sah die gekrümmte Gestalt der Mutter sich schütteln wie in heftigem Fieber. Scharf, drohend spannte er den Blick in ihren Nacken und zischte:

„Warum weinst du? Willst du — uns vielleicht nicht im Hause haben?“ Er glaubte selbst durchaus nicht an diesen seinen Vorwurf. Er wußte nicht, was er vorbringen sollte, nur etwas sagen mußte er — um die alte, so standhaft schweigende Frau zu einer Antwort zu bringen, einer anderen Antwort als Seufzen, Weinen und unerträglichem Schweigen.

„Sigge! Sigge!“ stöhnte sie leise.

Er ging zu ihr, hastig, rasend vor Schreck über das lebende Echo seines kranken Gewissens, das ihn nun mit eifriger Ahnung aus der verzweifeltsten Stimme der Mutter erreichte. Er ergriff sie am Arm. Sie erhob den sich wiegenden Kopf zu ihm, und ihr feuchter Blick suchte angstvoll nach dem Rainszeichen auf des Sohnes Stirn.

Härter umfaßte er ihren Arm und fragte flüsternd:

„Run sollst du sagen, was du mit dir herumträgst.“

„Nein, Sigge. Nie — nie!“

„Ja, Mutter. Heute, jetzt. Sonst gehe ich fort. Ja, Mutter, sonst siehst du mich nie wieder.“

Sie schwankte. Er führte sie zum Sofa. Da, unter dem Bilde des Pflegejohnes, erzählte sie zitternd und leise, daß sie in der Nacht vor dem Morgen, da Sigge mit der Botschaft von Albins Tod zu ihr gekommen war, geträumt habe, daß Sigge, ihr Sohn, den Kameraden über Bord geworfen, ihm den Bootshaken in den Kopf gestoßen und ihn in den Tang zwischen die Klippen hinuntergepreßt habe.

Sie hatte alles im Traum gesehen — wie es geschehen war.

Während sie sprach, ward sie immer weniger Herrin ihres Entsetzens. Doch Sigge saß seltsam still und aufmerksam da. Er war bleich geworden, aschfahl schien sein schönes, finsternes Gesicht in dem dunkeln Regenlicht. Aber eine ergebene, entschlossene Ruhe hatte ihn erfaßt. Er lauschte und nickte still.

„Ja, Sigge, das habe ich geträumt, genau so. Aber ich kann nicht glauben, daß du —“ Die Alte zauderte und erschauerte vor dem Wort.

„Mutter —“ fiel er ein, „du hast die Wahrheit geträumt.“

„Sigge!“ rief sie mit dem Ton einer Ertrinkenden. Doch nach einer Weile fuhr sie fort, mit schwerem Stöhnen wie unter einer überwältigenden Last. „Ich glaube dir nicht. Aber, aber, Sigge, wenn es so ist — Gott sei uns gnädig, so geh' fort. Geh' fort — du, ehe es — an den Tag kommt.“

Er schüttelte den Kopf. Noch immer hielt er die Hand der Mutter und drückte unbewußt ihre knotigen alten Finger, daß es ihn selbst schmerzte. Bittend fragte er:

„Willst du Martha zu dir nehmen, Mutter?“

„Ja, Sigge, wenn du forstgehst!“

„Dank, Mutter. — Du mußt auch um Vergebung für mich bitten.“ Still erhob er sich, sah sich lange im Zimmer um und ging zur Tür.

„Gehst du, Sigge?“ Die Mutter fuhr wie aus einem unheimlichen Traum, und ihre vom Weinen brennenden Augen suchten ihn gleichsam zurückzuhalten.

„Ach, wir sehen uns wohl noch wieder,“ antwortete Sigge ruhig.

Durch Regen und Dämmerung ging Sigge zur Polizei, eine halbe Meile landaufwärts, und gab sich selbst als Albins Mörder an. Nach seinen Anweisungen suchte man nochmals nach der Leiche des Kameraden und fand sie. Vor dem Gericht blieb Sigge bei seinem Geständnis. Zu seiner Verteidigung hatte er nichts anzuführen. Nichts außer dem einen:

„Ich wußte nicht, was ich tat, als ich es ausführte. Ich wußte es erst, als Mutter mir ihren Traum erzählte.“

## Nagelschmiede im Sayntal.

Von D. Nuntel, Dierdorf.

Von der nassauischen Seenplatte herab murmelt durch Wiesengründe und schattige Wälder der Saynbach. Zuerst ein Nassauer Kind, wird er bald zum Grenzfluß zwischen Nassau und dem Rheinland, um sich schließlich auf preussischem Gebiet in den Rheinstrom zu ergießen. Eine Stunde talaufwärts liegt zwischen hohen Berghauptern, um den Fuß und am Abhang eines steilen Kegels, auf dessen Gipfel

sich die Ruinen der Burg eines einst mächtigen Westermälder Grafengeschlechtes erheben, das Dorf Izenburg.

Der Krieg, der, die Welt durchtobend, so unendlich viele Werte zerstört, so manches Glück zerschlägt und so manches laum Entstandene hinwegjagt, hat hier etwas längst Vergessenes zu neuem Leben erweckt, die einst blühende Heimindustrie der Nagelschmiederei.

Vor mehr als 50 Jahren hatte diese hier eine Heimstätte und fast alle Männer und jungen Leute des Dorfes waren Nagelschmiede. Mehr als 100 übten das Handwerk. Alt und jung standen sie Tag für Tag in der kleinen ruhigen Schmiede, die meist hinterm Hause lag und ihr Vorhandensein durch ihr Gepöche und Gehämmere verriet.

Ein eigenartiges, heimliches Bild bot sich dar, wenn man in den Raum trat. In der Mitte stand der gemeinsame Feuerherd, dessen Rauch der Schornstein hinausleitete. Das Holzlohlenfeuer, das auf ihm glühte, wurde durch den Blasebalg angefaßt, den im großen Tretrad der Spitzhund unermüßlich zum Fauchen brachte, unermüßlich, bis die Ablösung kam. Jeder Nagelschmied hatte in der Regel drei oder vier solcher Hunde, sodas die Schicht sich in der Regel auf  $\frac{1}{4}$  Tag ausdehnte. Um den Herd herum standen die Amboße, fünf oder sechs im Halbkreis, nach der Zahl der Arbeiter im Gewerbe. Da standen sie tagsüber in einer Reihe, der Großvater, der Sohn und die Enkel. Da steckten sie die Rundenstäbe, deren jeder zwei hatte, von denen der eine glühend wurde, während der andere unter den Hammer kam, in die gemeinsame Blut und bearbeiteten sie, ein jeder auf seinem Werkstücke. Nicht viel Geräte waren notwendig. Außer den verschiedenen Formen, die an der Wand hingen und nur selten gewechselt wurden, und dem Amboß mit der „Form“ und dem Meißel der Hammer. Der aber war das wichtigste in der Hand des Nagelschmiedes und in dessen geschickter Führung bestand die ganze Kunst des Handwerks. Mit ihm hämmerte er die Spitze, schlug er den Stab soweit auf dem Meißel durch, daß diese noch eben festhing, hämmerte er den Kopf mit einer genau bestimmten Anzahl von Schlägen. Jeder Schlag mußte richtig sitzen. Keiner durfte nötig sein. Traf der Schlag auf den Meißel zu hart, sodas die Spitze ganz abspiang, und diese mit der Pinzett wieder gesucht werden mußte, so gab es Zeitverlust. Jahrelange Übung brachte den Nagelschmieden in der Führung des Hammers eine staunenswerte Fertigkeit. Gelehrte Schmiede stellten am Tage 1000, junge, gewandte Gesellen bis 1500 Stück Nägel her.

Eilig lief der Spitz seinen langen Weg im Rade. Eifrig blies der Blasebalg mit vollen Backen in die Herdglut. Fleißig pochten die Hämmer. Die Stangen wurden kürzer und die Haufen fertiger Nägel größer. Die Wangen glühten beim fröhlichen Hammerschlag, und erleichtert dehnte und reckte man sich, wenn die Mutter zu Tische rief, oder vom Kirchturm auf der Höhe, dicht bei der Burgruine, die Leseperle rief.

Nicht immer war die Runde um das Herdfeuer geschlossen. Der Vater fehlte an manchen Tagen. Er war frühe über Land. Über dem Rücken hatte er den Sack mit Nägeln. Wohl 70 bis 80 Pfund schleppte er und starke Männer trugen bis zu einem Zentner. Zum Verkauf nahm er sie mit. Ins Rannensbäderland oder ins Preussische führte sein Weg. Die Krämer auf den Dörfern, die Schuster waren seine ständigen Abnehmer, und auch die Bauern, die damals noch ihre Schuhe und Stiefel im Hause anfertigen ließen, kauften seine Ware. Müde, aber mit leerem Sack und gefülltem Geldbeutel kam er heim.

Gar zu reich war der Verdienst nicht, aber die Leute waren einfach und bescheiden. Die paar mageren Ackerchen, die an den Hängen kleben oder sich hoch oben auf der Ebene dehnten, hatten sie nicht zu ernähren vermocht. Darum hatten sie zu diesem Beruf gegriffen. Sie haben ihn so lange geübt, bis die aufblühende Fabrikfähigkeit die Heimindustrie in Izenburg tötete. Die Fabriken vermochten die Nägel billiger zu liefern, als sie die Izenburger Schmiede herstellen konnten. Da hörte ein Schornstein nach dem andern auf zu rauchen, das Geklapper, das sonst durchs Tal scholl, verstummte. Die Schmiede fanden in den Gütenwerken des Rheines lohnende Beschäftigung.

Der Weltkrieg hat dem Naglerhandwerk neues Leben eingehaucht. Die Fabriken, die bisher Nägel erzeugten, wurden auf Geschosslieferung eingestellt, schmiedeten den Eisenhagel, der unsere Feinde zerschmettern soll. Die Knappheit des Sohlleders machte einen erhöhten Verbrauch der Schuhnägel notwendig, an denen daher Mangel eintrat.

Da begannen die Hunde wieder im Rad zu laufen. Die Blasebälge sauchten und die Herdfeuer glühten. Aus der Schmiede scholl wie einst eifriger Hammerschlag. Eine Schmiede nach der anderen eröffnete ihren Betrieb wieder und so ist heute wieder  $\frac{1}{10}$  der ehemaligen Nagelschmieden tätig. Die Fabrik bezahlt wohl besser, aber das freiere, ungebundene Leben, der Aufenthalt im Heim macht den alten Beruf begehrenswerter. Zudem hat es heute der Nagelschmied nicht nötig, seine Erzeugnisse über Land zu schleppen. Bessere Verkehrsverhältnisse kommen ihm sehr zu statten.

Die Kreise um den Feuerherd weisen noch manche Läden auf. Die Jugend ist im Felde und nur die Alten können ihrem alten Berufe nachgehen, aber sie tun's mit der alten Liebe. Möge das Naglerhandwerk ihnen auch nach dem Kriege treu bleiben.

## Naturstudien im Mainzer Becken.

Von Chefredakteur Wilhelm Schuster, Pfarrer, Gonsenheim.

Mancherlei hat die neueste Naturforschung festgestellt: daß der Hund seine Herkunft nicht aus einer Wurzel, vom Wolf, ableitet, sondern aus mehreren zugleich, vom Wolf und Schakal; daß der Wolf ein erbitterter Feind des Hundes ist, aber, wenn er ihn auffrisht, merkwürdigerweise immer die Schwanzspitze liegen läßt. Daß der interessante Krebs *Apus productus*, der Riesenfuß mit der langen Schwanzklappe, in der Provinz Posen stellenweise ganz häufig ist, so im Kreise Hohensalza; daß im Riesengebirge die Alpenvischmaus (*Sorex alpinus*) bei den Hofbänden vorkommt, daß dort — außer Wasser- und Wiesenpieper — Ringdrosseln als Brutvögel das Knieholz belegen, die nordischen oder alpinen Formen der Alpenbrannelle (Alpenflüßvogel), sowie der Mornellregenpfeifer (Bergschnepper) an den Felswänden der Schneegrube und anderen Orten des Riesengebirgs nisten.

Unser schönes Mainzer Becken besitzt gleichfalls eine Reihe von Naturseltenheiten und Merkwürdigkeiten. Es ist sogar besonders reich daran. Schon die Bildung des Sandes ist äußerst interessant. Unser Mainzer Tertärbecken, von Mainz bis Bingen reichend — an seinem Rande liegt Wiesbaden — ist ja in erster Linie Sandbecken. Es gibt verschiedenerlei Arten Sand. Der Sand, den die Eiszeit geschaffen, enthält stets die rötlichen Körnchen des Feldspats. Denn er ist ja Verwitterungsmaterial von dem schwedischen Granit, den uns die Eiszeit zugebracht hat, und dieser zerfällt in drei Bestandteile: weißen Quarz, rötlichen Feldspat, glitzernden Glimmer. Der typische Sand unseres Beckens dagegen enthält keine Feldspatteilchen. Man braucht ihn nur durch die Lupe anzusehen. Ihn hat also die Eiszeit nicht gemacht — er ist tertiärer Sand, solcher, in dem z. B. in der Provinz Posen Braunkohlenslöße eingebettet sind. Die Sandgebilde des Diluviums enthalten auch Feldspatteilchen, aber die Größe der Körner ist auffallend verschieden, hier grob, dort fein, was der Wirkung des Wassers zugeschrieben werden muß.

Es soll hier nun nicht die Rede sein von Prachtkäfern des Mainzer Beckens oder seltenen Schmetterlingen, denen ich — wie *Nola togatalis* — in der Insektenbörse Artikel gewidmet habe, auch nicht von der interessanten Heuschrecke „Sattelträger“, deren Mainzer Lokalrasse ich in den Jahrbüchern des Nassauischen Vereins für Naturkunde mit *Moguntiana* beschrieben habe (ihr charakteristischer Ruf „zetschipp“ klingt unter den Blättern der Eichenbüschlein heraus; auch nicht von dem Kaninchen, das im Mainzer Becken unter dem Einfluß milder Witterung vom Höhlenbewohner zum Freilandtier geworden ist. Über die silbergrauen Waldfreiherrn der Rheininseln, die Reiter, habe ich in diesen Blättern schon berichtet und ein weiteres kann der geneigte Leser in meinen Vogelbüchern finden („Unsere einheimischen Vögel“, Heimatverlag Oera, Preis 3 Mk., und „Vogeljahre, 20 Jahre Vogelbeobachtung“, Verlag Rühlkopf, Kornenburg, Preis 5 Mk.).

Hier soll zunächst von einem eingebürgerten Tier die Rede sein, vom wunderschönen Vogel Fasan (*Phasianus colchicus*). Bis auf seinen unmelodischen Ruf, der ganz und gar nicht in unsere Landschaft paßt, ist seine ganze Erscheinung eine liebliche Symphonie von Farben und anmutigen Bewegungen. Nun ist in diesem von Mars regierten Zeitalter des Weltkriegs die Frage aufgeworfen worden, ob der Fasan Freund oder Feind des Landwirts sei, mit

anderen Worten: ob er Körner oder Kerbtiere vorwiegend fresse. Er hat sich als ein Schädiger unserer Brotfrüchte herausgestellt. Obwohl mancher Landmann auf den Fasan böse ist als angeblichen Feind der Saaten, haben Kropfuntersuchungen, die ich auf einem Landgute vornehmen konnte, das Gegenteil erwiesen. Entgegen der bei einem Hühnervogel naheliegenden Vermutung, er nähre sich hauptsächlich von Körnerfutter, in den Getreidefeldern also von unseren Brotfrüchten, enthielten die untersuchten Kröpfe einer Reihe von Fasänen: 1. Schnecken kleinerer und größerer Art, mit und ohne Gehäuse — also Vernichter der Saaten; 2. Kerfe verschiedener Art, namentlich Blattläser, von Blättern abgelesen; 3. Larven von Kerbtieren, in einem Falle mehr als 700 Larven des überaus schädlichen Getreideblattkäfers, die den Halm zerstören, während die Käfer selbst die Körner benagen; 4. Feldsämereien, darunter schädlichen Inkrantensamen, auch Körner, in einem Falle Mais. Diesen im Winter und in einer Gegend, wo kein Mais gebaut wird, demnach konnte dieser nur von einem Futterplatz für Wild stammen. Es soll nicht gelehnet werden, daß der Fasan gelegentlich Körnerfresser zu sich nimmt, doch ist dies nur Ergänzung der tierischen Nahrung, in der Hauptsache frisst er für die Landwirtschaft schädliche Tiere. Namentlich waren Schnecken und Kerbtiere der überwiegende Inhalt der Kröpfe. Wir haben also am Fasan eine recht gute Erwerbung gemacht. An anderer Stelle habe ich nachgewiesen, daß der Fasan zum Teil auf Schusters Rappen, Pedibus cum jambis apostolorum, bei uns eingewandert ist, vom Balkan durch Ungarn her kommend. Wie gesagt, daß einzig nur sein unmelodischer Ruf nicht recht in unsere Landschaft.

Von Eulen sind im Mainzer Beden namentlich Steinlauz und Waldohreule vertreten. Als Gymnasiast und Student habe ich von letzterer eine Reihe von Gelegen gefunden, die sie in alten Naben- und Eichhörnchennestern niederlegt hatte (sie ist bekanntlich Freibrüter, baut aber nicht selbst Nester). Auch der Waldlauz ist bei uns, wenn auch spärlich vertreten. Der kürzlich auf dem Schlachtfeld gefallene gottbegnadete Naturschilderer Löns hat das Leben und Treiben dieses Vogels interessant geschildert: „Ein Kauz ist es, ein dicker, alter Waldlauz, der in der dicken, alten Linde wohnt, die mitten im Dorfe vor dem dicken, alten Kirchturm steht und ihre Äste über die graugrünen Grabsteine spreizt. Seit unvorstelllichen Zeiten hat ein Kauzpaar in der Kirchhofslinde gewohnt und ist den Dorfleuten heilig gewesen.“ Was man aber so oft hört und was auch in vielen Landstrichen unseres deutschen Vaterlandes zutrifft, daß mit den Eulen gewisse früher heilige und jetzt abergläubische Vorstellungen und Gebräuche verbunden waren seitens der Landbevölkerung, davon ist im Mainzer Beden nichts zu verspüren — heute nicht mehr. „Aus uralten Tagen,“ sagt Löns, „blieb ihnen eine dumpfe Erinnerung, daß die Eule einst Friggas Lieblingsvogel war, ehe der neue Glaube über das Land kam und aus allem, was den alten Göttern lieb war, unholdes Getier und Greuel machte. Darum darf der Kauz im Dorfe schalten und walten, wie er will, und nicht nur deshalb, weil ein Stüd Unglauben mit ihm verbunden ist; so manche Maus, so manche Ratze, die den Schnäbeln und Geißen der jungen Ränze entglitt, fand den Bauer zwischen dem knorrigen Wurzelwerk der Linde und machte sich seinen Vers darauf.“ Das ist richtig: am liebsten ist uns der Kauz, weil er den Frühling verkündet. Liegt auch der Schnee noch auf der Saat, und stehen die Gräben noch in Eis, zieht der März in das Land, dann singt der Kauz den Frühling ein, und das ganze Dorf freut sich, daß die bessere Zeit herankommt. Aber von einer abergläubig-freundlichen Zuneigung oder von einer entsprechend feindlichen Abneigung ist bei unserer Landbevölkerung nichts zu verspüren. Sie nagelt die Eule nicht an das Scheuerntor wie anderswo in Deutschland. Dazu ist die rheinhessische Bevölkerung seit der französischen Revolution zu aufgeklärt.

Da mir gerade bei den Bauern der Dörfer des Mainzer Bedens bezw. dem Verhältnis zwischen ihnen und der Natur angelangt sind, so komme ich zum Schluß noch auf ein Haustier zu sprechen, das gegenwärtig wieder eine große Rolle spielt: die Brieftaube. Die Kriegsbrieftaube hat in diesem Weltkrieg erneut wieder gezeigt, welcher Wert, welche Bedeutung ihr zukommt, nachdem sie vorübergehend (früher) als überholt durch den Flieger bezeichnet wurde. Im Mainzer Beden und auch im Hinterland Wiesbadens, das wir — weil von Mainz so gesehen — das „Blaue Ländchen“ nennen, werden viel Tauben gehalten. Neuerdings sind

diese sehr gefährdet — durch Sonntagschützen und andere Flintenträger. In Ermangelung anderen Wildes sind in dieser fleischlosen Zeit manchem Schützen die „veredelten Rebhühner“ leider willkommen. Das ist, wenn es sich um Brieftauben handelt, um so bedauerlicher, als wir für unsere Brieftaubenstationen im Felde reichlich jungen Nachwuchs brauchen. Mehr Schutz den Tauben! möchte ich an dieser Stelle allen patriotisch gesinnten Mitbürgern warm ans Herz legen.

## Umschau.

— Die Kreiswanderschule Jüterburg. Die Kreisfürsorglerin des Kreises Jüterburg hat im Einverständnis mit dem dortigen Kreisverband des Vaterländischen Frauenvereins und mit der Kriegsam-Stelle Königberg eine „Kreiswanderschule“ eingerichtet. In den einzelnen Orten des Kreises hält die Kreisfürsorglerin Kurse von 6 wöchentlicher Dauer ab, derart, daß jeder Kurs 2 Doppelstunden wöchentlich umfaßt, und daß gleichzeitig am selben Ort verschiedene Kurse für verschiedene Periontkreise nebeneinander herlaufen. So fanden an einem Ort gleichzeitig je ein Kurs für Säuglingspflege und für Krankenpflege für junge Mädchen und je ein Kurs über dieselben Gegenstände für Frauen statt, ferner ein Kurs über kriegsmäßiges Kochen, ein Kurs über Diätkochen, endlich noch eine Sprechstunde über hauswirtschaftliche Fragen und Berufsberatung. Die Kreisfürsorglerin war somit während 6 Wochen an demselben Ort vollständig beschäftigt und hatte Gelegenheit, der Bevölkerung, und zwar den verschiedenen Altersgruppen derselben, persönlich nahe zu treten. Die Kreiswanderschule Jüterburg ist ein interessantes Beispiel für einen Weg, hauswirtschaftliche, hygienische und erzieherische Kenntnisse in der ländlichen Bevölkerung zu verbreiten. Vielleicht wird es sich empfehlen, bei Wiederholung derartiger Kurse den Fragen der allgemeinen Hygiene, insbesondere auch für das Kindesalter, sowie den Fragen der Erziehung einen etwas breiteren Raum zu gewähren, zumal anzunehmen ist, daß die Kurse eine umso größere Anziehungskraft ausüben werden, je vielseitiger der dargebotene Stoff ist.

— Schriften des Deutschen Ausschusses für Kleinlinderfürsorge. Herausgegeben von Dr. W. Bolligkelt-Frankfurt a. M., Vorsitzender des Deutschen Ausschusses für Kleinlinderfürsorge, in Verbindung mit Geh. Oberreg.-Rat Prof. Dr. Ballat-Berlin, Bill. Droscher-Berlin, Vizepräsident des Bestallungs-Fröbelvereins I, und Dr. med. Gustav Tugendreich-Berlin, Leiter der Kinderfürsorgeanstalt V. 8. Heft 1: Die Kriegsmot der aufstichlosen Kleinlinder. Von Dr. W. Bolligkelt-Frankfurt a. M. (36 S.) Heft 2: Die Erziehungsaufgaben der Volkstüchtler im Kriege. Von Bill. Droscher. (28 S.) Heft 3: Die gesundheitliche Kleinlinderfürsorge und der Krieg. Von Dr. A. Gottlieb, Stadtrat Geh. Sanitätsrat. (33 S.) Heft 4: Vorschläge für die Einrichtung von Kriegstagesheimen für Kleinlinder. Von Margarete Boeder, Geschäftsführerin des Deutschen Fröbelverbandes. (20 S.) Mit 4 Tafeln. (Verlag von B. G. Teubner, Leipzig u. Berlin 1917.) Die vier Hefte enthalten Abhandlungen aus dem Gebiet der Verlosung aufstichloser Kleinlinder, die in Folge des Krieges, insbesondere der steigenden Beschäftigung der Mütter in ihrem Berufe in sozialer, pädagogischer und hygienischer Hinsicht eine immer dringendere Aufgabe geworden ist, deren Lösung aber auch von den verschiedensten Seiten in Angriff genommen wurde.

— Naturkunde. Ein wertvolles Büchlein ist die „Anleitung zur Beobachtung der Vogelwelt“ von Professor Dr. C. Zimmer. (2. Auflage, 136 Seiten mit zahlreichen Abbildungen und 8 Tafeln. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.) Die „Anleitung“, die schon in zweiter Auflage vorliegt, ist aus der richtigen Erkenntnis heraus geschrieben, wie wenig doch die Vogelkunde, auch bei bescheidenen Ansprüchen, in allen Schichten unseres Volkes verbreitet ist, und es gibt eine wirklich praktische Einführung in dies schöne Gebiet allgemeinen Wissens. Der Leser wird sofort mitten hinein in das bunte Vogelleben, hinaus in Wald und Feld, auf die Heide und in das Laubmoor, in die Vogelparadiese ausgedehnter Binnenseengebiete und an die brandende Meerestiefe geführt. Dabei werden zahlreiche praktisch erprobte Hilfsmittel, die das Beobachten erleichtern, dargestellt und erörtert, vom Fernglas bis zum Strichfang als Lockvogel. Auch die mehr für den naturwissenschaftlichen Vogelliebhaber dienliche Literatur wird in ausreichendem Maße zur Kenntnis gebracht und auch der Vogelkud durch Anbringung von Brutkästen, Nistgehäusen und Futterplätzen usw. behandelt.

— „Hessenheimat“. Lehrer Otto Strätkath, der sich als vollkundlicher Forscher und Sammler bereits einen Namen gemacht hat, stellt aus den Werken von etwa 35 hessischen Malern und Dichtern ein schönes Buch zusammen, das in Tausenden von Exemplaren zu unseren Feldgrauen an die Front und in die Lazarette wandern soll. Aber auch heimatfreundliche Zivilisten werden an dem Buche „Hessenheimat“, das die Elwert'sche Verlagsbuchhandlung in Marburg prächtig ausgestattet hat, ihr Wohlgefallen haben. Die „Hessenheimat“ liegt bereits in zweiter oder dritter Auflage vor.

— Wie baue ich mein Haus? Unter diesem Titel läßt der bekannte Architekt Hermann Ruthe in ein schmales, sehr handliches Büchlein im Verlag von F. Viewegmann u. G. in München erscheinen, das in der Tat nicht nur das Interesse der Architekten, sondern in hohem Grad das Interesse weiterer Kreise verdient. Wie baue ich mein Haus? Wie viele Läden haben sich schon diese Frage vorgelegt? Vor jedem aber, der sich mit solchem Blau trägt steigt ein Heer von Einzelfragen auf, für deren Beantwortung ihm jede praktische Erfahrung fehlt. Ihm will dieses Buch helfen und raten, indem es auf die Kenntnis, noch so nebenächlich erwerbende Frage, die bei der äußeren und inneren Gestaltung des eigenen Heimes erwerbend kann, er höchstende Auskunft gibt. Das Buch zeigt sorgfältige Vorbereitung durch den Autor, bis ins kleinste sind Text und das erläuternde Abbildungsmaterial für sich wie im Verhältnis zueinander erwogen. Mehr als 200 Grundrisse, Pläne und Entwürfe erläutern und ergänzen aufs trefflichste die textlichen Ausführungen.

Der Nachdruck der mit einem \* versehenen Beiträge ist nur mit genauer Quellenangabe erlaubt, der Abdruck aller anderen Original-Artikel ist ohne Genehmigung der Schriftleitung nicht gestattet.